

Dankesrede

von Professor Jürgen Osterhammel

anlässlich der

Gottfried Wilhelm Leibniz-Preisverleihung

am 15. März 2010

im Leibniz-Saal der Berlin-Brandenburgischen

Akademie der Wissenschaften,

Berlin-Mitte, Markgrafenstraße 38 (Gendarmenmarkt)

Es gilt das gesprochene Wort !

Sehr geehrte Frau Staatssekretärin,
sehr geehrter Herr Senator,
verehrter Herr Präsident Kleiner,
meine Damen und Herren!

Ein Vierteljahrhundert Leibniz-Preis und mehr als ein Vierteltausend lorbeerbekränzte Gelehrtenhäupter: die Preisträgerin und die Preisträger des Jubiläumsjahrgangs wissen sich in einer neuen, aber schon gefestigten Tradition. Sie haben sich während der vergangenen Wochen mit der Vorstellung angefreundet, am heutigen 15. März einem virtuellen Club erlauchter Geister beizutreten – keiner Loge, Geheimgesellschaft oder Klerisei, aber doch einem Verein, in dem man nicht einfach durch Zahlung des Beitrags zum Mitglied wird. Allein schon die emotional erschütternden, von keiner Oscar-Wahl zu übertreffenden Umstände der Preisverkündung beleuchten das Außeralltägliche des Geschehens. Leibniz-Preisträger bleibt man auch dann, wenn das übernächste Projekt abgeschlossen und das üppige Forschungskapital einstmals aufgezehrt sein wird.

Ohne die idealistische Rhetorik übertreiben und ohne die materiellen Wohltaten des Preises geringschätzen zu wollen: Wir alle sind von der ersten Klassenarbeit bis zum jüngsten *Peer-Review*-Verfahren unzählige Male getestet, eingeschätzt, geprüft, begutachtet und benotet, und danach versetzt, berufen, ausgewählt und prämiert worden. Als Vertreter einer Fachrichtung, in der zuletzt 1953 ein Nobelpreis vergeben wurde (derjenige für Literatur an den Bestsellerautor Sir Winston Churchill) und wo die Aussichten für künftige Preise nicht gut stehen, wünsche ich neidlos den Kolleginnen und Kollegen aus den in Frage kommenden Fächern solche noch höheren Ehren. Doch für normale Sterbliche ist der Leibniz-Preis das Ultimatum der Bewährung.

Wir danken dem Bund und den Ländern, die auch in schwierigster Lage der öffentlichen Haushalte die erheblichen Mittel für diesen Preis bereitstellen, und der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die ihn weise verwaltet und ihm das Siegel ihres immensen Renommées aufdrückt. Aber wir danken auch denjenigen, die uns für den Preis vorgeschlagen und den vielen anderen, die sich der großen Mühe der Begutachtung und der Gremienberatung unterzogen haben. Und indem wir Friedrich Daniel Schleiermachers Einsicht aus dem Jahre 1808 zustimmen, dass Wissenschaft „*nicht Sache des Einzelnen sein, nicht von Einem allein zur Vollendung gebracht und vollständig besessen werden*“

kann, sondern ein gemeinschaftliches Werk sein muss“, nennen wir hier mit Dankbarkeit akademische Lehrer, Kollegen und die jungen Leute, mit denen wir zusammenarbeiten. Gerade in den Naturwissenschaften dürfen sich die Teams um die Preisträger herum ebenfalls ausgezeichnet fühlen. Welchen Beitrag zu der Tatsache, dass wir heute hier stehen, Ehe- und Lebenspartner, Kinder und Freunde geleistet haben, wissen nur die Einzelnen. Es entzieht sich einer allgemeinen Würdigung.

Spätestens an diesem Punkt wäre Leibniz ungeduldig geworden. Man kann ihn sich als einen Mann vorstellen, der keine Zeit zu verlieren und wenig Sinn für Zeremonien hatte. Immerfort lesend und schreibend und (wenn es irgend möglich war) auf Reisen, hatte er hundert Dinge gleichzeitig im Kopf. 1676, er war damals 31 Jahre alt, ging seine große Entfaltungszeit in Paris und London zu Ende. Fortan war er neben seiner wissenschaftlichen Existenz alles Mögliche gleichzeitig: wissenschaftlicher Berater eines Barockpotentaten, Bibliotheksdirektor, Geheimer Justizrat, Diplomat, Hofhistoriograf des Welfenhauses, der – einer der ersten professionellen *research historians* überhaupt – Quellen in italienischen Archiven studierte, nicht zuletzt auch Ökonom und Bergbauingenieur. Zwischen 1680 und 1686 verbrachte er jede dritte Woche mit dem am Ende komplett scheiternden Versuch, die Erzförderung im Harz auf solide Grundlagen zu stellen. Kein Mann bloß der *vita contemplativa*, war Leibniz alles andere als ein Weiser von kantischer Immobilität. Niemand unter den deutschen Großklassikern vor den Brüdern Humboldt kam weiter herum als er. In einer Zeit, als sich Daniel Defoe, 1697, bemüßigt sah, eine kritische Attacke gegen die überhand nehmende „Projektemacherey“ zu reiten, war Leibniz einer der größten Pläneschmieder überhaupt. Was nahm dieser „Große Kommunikator“ sich nicht alles vor! Die christlichen Konfessionen zu versöhnen; Frankreich und die Osmanen gegeneinander aufzubringen, um das Reich außenpolitisch zu entlasten; oder eine tragfähige Beziehung zur chinesischen Gelehrtenwelt aufzubauen, über die kaum jemand in Europa so gut unterrichtet war wie er. Nicht das antike China des Konfuzius interessierte ihn, sondern das allerneueste: *Novissima sinica* hieß die wichtigste seiner zahlreichen Schriften zur aktuellen Chinabeobachtung. Kein Jesuitenmissionar, der aus China zurückkehrte, war vor ihm sicher. In Italien unterzog er diese Experten einem erschöpfenden *de-briefing*.

Käme Leibniz in diesem Moment zur Tür herein, würde er schnell verstehen, was hier geschieht. Die Akademie wäre ihm vertraut, hat er sie doch selbst gegründet. Beim Blick

auf die Liste der Fachrichtungen und Themen der Preisträger müsste er nur kurz nachfragen: „Metalloproteine? Bitte einen Moment mal!“ Dass viele von uns an den Rändern etablierter Fächer oder in Überlappungszonen zwischen den Disziplinen arbeiten, würde ihn nicht wundern. Neues entsteht durch unverhoffte Kombinationen: für Leibniz eine Selbstverständlichkeit. Jemand müsste ihm zuflüstern, was heute eine Universität ist. „Aha, die Herren Bakkalaurei müssen immer noch büffeln.“ „*Wieder*, Herr Hofrat, wieder, und jetzt auch die Damen.“ Drittmittel? „Werden Sie deutlicher! Sie meinen Reisekosten? Da bekam ich schlimme Scherereien mit der Rentkammer nach meiner Rückkehr aus Italien im Sommer 1690, ... hatte mein Konto allerdings kräftig überzogen.“ – Übrigens würde man unserem Ehrengast einen Wink geben, möglichst nicht Lateinisch zu sprechen – und Französisch etwas langsamer als gewohnt.

Aber über *eines* würde dieser wache Zeitgenosse staunen: Hier wird zehn Leuten „märchenhafte Freiheit“ geschenkt. „Warum ist das etwas Besonderes? Wie unfrei ist man denn *sonst* in der deutschen Gelehrtenwelt? Die Staatssekretäre, Senatoren und Präsidenten, die hier in der ersten Reihe sitzen, scheinen doch viel vernünftiger Menschen zu sein als die launischen Mini-Sonnenkönige von Hannover – einmal abgesehen von meinen beiden Sophien, den unvergleichlichen Kurfürstinnen.“

Niemand, würden wir da antworten, redet uns in die Wissenschaft herein. So steht es in unserer Verfassung. Man verbietet uns so gut wie nichts. Aber, Verehrtester, haben Sie nicht selbst in Kapitel 21 Ihrer vortrefflichen *Nouveaux essais sur l'entendement humain* so richtig geschrieben: „*Im allgemeinen ist der, der über die größeren Mittel verfügt, auch freier zu tun, was er will.*“? Das ist der Punkt, eben das Märchenhafte. *Alle* sind frei, doch sie sind es nicht in gleichem *Maße*.

Worin besteht nun jener Überschuss an Freiheit, mit dem wir – auf dem Umweg über pekuniäre „Mittel“ (die deswegen so heißen) – auf das großzügigste belohnt und beschenkt werden? Je nach Temperament kann man Freiheit negativ als eine *wovon* oder positiv als Freiheit *wozu* auffassen. Das zweite wäre eher leibnizisch gedacht, und so wollen wir es denn auch halten. Oder reden wir besser im Plural von *Freiheiten*, unter denen man je nach Fach und institutioneller Lage – ein Max-Planck-Institut unterscheidet sich da sehr von einem Historischen Seminar, an dem Lehrer ausgebildet werden – individuelle Präferenzreihungen herstellt.

Der Leibniz-Preis schafft zunächst freie Zeit, nicht zum Müßiggang, aber doch zu produktiver Muße – anders gesagt, zu einer Wiederherstellung der Balance zwischen Forschung und Lehre, die im Semesterbetrieb vielfach zugunsten letzterer gestört ist. Er wird es ermöglichen, Zeit vom Antragschreiben, also einem *Mittel* der Mittelgewinnung, in unmittelbare wissenschaftliche Aktivität umzulenken. Dadurch, dass *Drittmittel* gleichsam – nur im Märchen ist so etwas möglich – in *Erstmittel* verwandelt werden, also per Internalisierung des Dienstweges in disponible, rezeptfrei nutzbare Zauberkraft, wächst die Freiheit zu beschleunigten Entscheidungen: Nachwuchskräfte können zupackend eingestellt, die benötigten Geräte umstandslos angeschafft, Gesprächspartner aus der Ferne spontan eingeladen werden. Nimmt man Geld *und* Reputationsgewinn, die beiden Seiten des Preises, zusammen, dann entsteht daraus das für einige von uns vielleicht Kostbarste überhaupt: die Freiheit zum offenen Ergebnishorizont, zum Risiko – die Freiheit, nicht hineinpassen zu müssen.

Denn auch das hätte Leibniz, diesen unschwärmerischen Visionär und in profundester Weise unabhängigen und experimentellen Geist, in mildes Erstaunen versetzt: dass selbst im Zeichen der segensreichen Exzellenzinitiative Trendopportunismus, Ängstlichkeit, Fremdbestimmung durch die Inhaber der Themenhegemonie und ein korporatistisches Misstrauen gegen das, was als querköpfige „Einzelforschung“ beargwöhnt wird, nicht verschwunden sind.

„*Der Schneider verschloss,*“ so endet das Grimm’sche Märchen vom „Tischleindeckdich“, „*Nadel und Zwirn, Elle und Bügeleisen in einem Schrank und lebte [...] in Freude und Herrlichkeit.*“ Was märchenhaft beginnt, wird in unseren Fällen nicht ganz so märchenhaft enden. „Freude und Herrlichkeit“: hoffentlich. Aber Nadel und Zwirn werden nicht weggesperrt. Zu Geld und Prestige, mit denen wir beglückt werden, kommt nämlich ein Drittes hinzu: Vertrauen. Wir werden uns alle Mühe geben, ihm durch ganz unmärchenhafte, sehr reale Forschung gerecht zu werden. Was wir in Zukunft herausfinden, steht freilich noch in keinem Antrag.